

**«Sprache ohne Anschauung
ist nicht denkbar,
Anschauung ohne Sprache nicht fruchtbar,
und Anschauung und Sprache ohne Liebe
führt nicht zu dem,
was die Ausbildung unseres Geschlechts
menschlich macht.»**



Dreissig Wochenstunden

23 Sprachunterricht

Wer sich ein Bild über die Sprachkompetenz vorwiegend junger Menschen machen will, wendet sich am besten an die vielen Foren auf dem Internet, wo man frisch drauflos debattiert und gleichzeitig – eben durch den spontanen Ausdruck – die mangelnde Sprachfertigkeit demonstriert. Das Problem ist allgemein bekannt: Nicht bloss Lehrmeister, insbesondere im kaufmännischen Bereich, werfen der Schule vor, die Schulabgänger könnten nicht Deutsch, sondern auch Hochschuldozenten stimmen in die Klage ein.

Man könnte dies alles auf sich beruhen lassen mit dem Hinweis, irgendwie schlage sich jeder durchs Leben. Doch als Pädagogen dürfen wir nicht in diese Resignation einwilligen. Unsere Aufgabe ist eine doppelte: die Ursachen der Misere zu erkennen und die geeigneten Mittel zur Verbesserung der Situation zu finden.

Die Ursachen sind gewiss vielfältig und beruhen teilweise auf auserschulischen Einflüssen. Diese sind hier nicht das Thema. Im Bereich der Schule liegt es meines Erachtens zu einem Teil an der gegenwärtig dominanten Sprachdidaktik: Sie glaubt zu sehr an die positive Wirkung von Einsicht und Sprachwissen und vernachlässigt die Angewöhnung an richtiges Sprechen und Schreiben durch beharrliches Üben. Einen nicht geringen Anteil am offensichtlichen Misserfolg sehe ich aber auch darin, dass man die ganze Last der Sprachpflege weitgehend dem Deutschlehrer mit seinen wenigen Stunden überlässt. Es ist ein Resultat unseres Schubladendenkens: Jeder hat sein Fach, Arbeitsteilung wie im Grossbetrieb, keiner mische sich ins Revier des andern. Aber es geht nicht um Einmischung, es geht um *Gesamtverantwortung*.

Darum ist es mir mit obigem Titel ernst: Die rund dreissig Lektionen, die ein Schüler pro Woche «besucht», sollen *auch* der Sprachpflege dienen.

Schon höre ich den Einwand: «Schön und gut, aber wenn ich gemäss Ihrer Devise handle, sagen mir die Schüler ins Gesicht: Was kümmert Sie meine Aussprache, meine Grammatik und meine Orthographie? Wir haben hier Geographie und nicht Deutsch.» Da ist guter Rat teuer, aber zumindest sollte man wissen, welche Grundgestimmtheit bei den Schülern eine solche Reaktion ermöglicht: Sie betrachten die Schule nicht als eine Hilfsorganisation, sondern als ein Kampffeld. Da gilt es, jede vermeidbare Anstrengung abzuwehren und darüber zu wachen, sich ohne Not nicht verändern zu müssen. Diese Haltung wiederum ist nur möglich, weil sich die Schüler mit den wesentlichsten Bildungsanliegen der Schule nicht identifiziert haben. Der Lehrplan ist für sie etwas von fremder Hand Aufgezwungenes und nicht, wie es sein sollte, insgesamt eine Zielvorgabe, die man selber erreichen will. Wäre es so, würden die Schüler jeden Hinweis auf wünschbare und mögliche Verbesserung der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksfähigkeit dankbar als Hilfe entgegennehmen.

Aber das Anliegen, dass die ganze Schule für die Sprachpflege verantwortlich ist, lässt sich nicht bloss mit Hinweisen auf missliche Bildungsergebnisse rechtfertigen. Die Begründung liegt tiefer: Jedes Fach lebt – nebst anderem – von der Sprache. Daraus leitet sich die Verantwortung ab, die jeder Lehrer – gleich was er unterrichtet – mitzutragen hat.

Sprache ist das geistige Haus, das jeder bewohnt. Sie steht in engstem Zusammenhang mit dem Denken. Beide, die *Sprache* und das *Denken*, beruhen auf demselben Fundament: auf den ins Bewusstsein integrierten Begriffen, die miteinander nach den Gesetzen der Logik in Beziehung gesetzt werden. So entspricht denn ein korrekter Satz stets einem klar gefassten Gedanken. Und da in allen Fächern gedacht wird, sind eben auch alle dafür verantwortlich, dass die Schüler lernen, nicht bloss richtig zu denken, sondern sich auch entsprechend klar auszudrücken.

Daher bietet sich jedem Lehrer, egal, welches Fach er erteilt, überall dort ein Übungsfeld für Bildung der Sprachfertigkeit, wo es um Klarheit eines Sachverhaltes geht. Hier soll den Schülern die enge Bezogenheit von Sprache und Denken erlebbar werden. Wäre ich Mathematik- oder Physiklehrer, müssten meine Schüler jede logische Beziehung und jede Naturgesetzlichkeit in verständlichen Sätzen sprachlich formulieren können, bevor sie den Gedanken als mathematische Formel erfassen. Ich wäre mit dem noch so

geschliffenen Hersagen von «a plus b im Quadrat gleich a Quadrat plus zwei a b plus b Quadrat» nicht zufrieden, sondern die Schüler müssten in der Lage sein, diese mathematische Formel aus der Vorstellung heraus – und nicht etwa auswendig gelernt – versprachlichen zu können.

Die Sprache ist aber nicht bloss darum das geistige Haus des Menschen, weil man mit ihr *die Welt bewusstseinsmässig in den Griff nimmt* und sie gedanklich erfassen und durchdringen kann, sondern weil sie auch die *Kommunikation* mit den Mitmenschen ermöglicht. Und da in allen Fächern kommuniziert wird, lässt sich in jedem Fach das korrekte Sprechen üben.

Das Verfügen über einen reichen *Wortschatz* und die Fähigkeit, sich *grammatikalisch korrekt auszudrücken*, ist der Kern der Sprachkompetenz. Aber sie erschöpft sich nicht darin, denn dieser Kern trägt gewissermassen ein Gewand, in dem er dem Hörer und Leser entgegentritt: Beim Sprechen besteht diese Aussenseite in der *Artikulation und allen rhetorischen Ausdrucksmöglichkeiten*, beim Schreiben in der *korrekten Orthographie und Interpunktion*.

Zweifellos gehört die Pflege dieser beiden Aspekte der Sprachkompetenz zum Kerngeschäft des Sprachunterrichts. Aber das Ziel – korrekt sprechen und schreiben können – ist derart hoch, dass der Deutschlehrer völlig überfordert ist, wenn nicht alle andern Fachlehrer am selben Strick mitziehen oder – im Fall des Klassenlehrersystems – wenn der Lehrer nicht in allen Fächern diese beiden Ziele mitverfolgt. Es ist einfach unsinnig, dass ein Schüler bloss beim Verfassen eines Aufsatzes auf korrekte Wortwahl, Grammatik, Orthographie und Interpunktion achtet, aber in den andern Fällen gegen alle Regeln nach Belieben verstossen kann. Die Schule als gesamte Institution muss darauf achten, dass die zentralen Ziele der einzelnen Fächer insgesamt als verpflichtend gelten.

Wie lassen sich die hier vorgetragenen Anliegen nun konkret didaktisch einlösen? Ich sehe drei Schwerpunkte:

Erstens: Es sind möglichst viele Sprechanlässe zu schaffen, in welchen von Lehrern und Schülern auf korrektes Sprechen geachtet wird. Erforderlich ist auch, dass man in möglichst allen Fächern die Standardsprache spricht.

Besonders ertragreich ist das *freie Schülergespräch*. Es ist überall dort am Platz, wo die zu gewinnenden Erkenntnisse *von den Schülern selber* entdeckt werden können, mithin bei jeder Art von Beobachtung, bei Bildbeschreibungen, bei Stellungnahmen zu irgendwelchen Problemen und bei der Interpretation von Texten. In der Einübung einer Schulklasse in die Regeln

des freien Schülergesprächs zeigt sich die Meisterschaft eines Lehrers. Wer sich in diese Materie vertiefen will, wendet sich mit Vorteil an Martin Wagenschein (Verstehen lehren, Naturphänomene sehen und verstehen) oder Lotte Müller (Der Deutschunterricht).

Zweitens: Die Korrektur durch den Lehrer. Leider ist heute die Ansicht verbreitet, durch Korrigieren trete man dem Schüler nahe, man verletze ihn, man entmutige ihn und steigere seine Minderwertigkeitsgefühle. Mit dieser Haltung trifft man gleich zwei Fliegen auf einen Schlag: Man ist ein guter Mensch und zugleich der beschwerlichsten aller Berufspflichten enthoben. Setzt sich diese Einstellung durch, muss man sich dann freilich auch nicht mehr über die ausbleibenden Unterrichtserfolge wundern, und alle Qualitätssicherungssysteme kann man ruhig beiseite legen.

Zugegeben, Korrigieren kann verletzend und entmutigend wirken, aber das liegt dann auf einer ganz andern Ebene, nämlich auf jener der emotionalen Beziehung des Lehrers zum Schüler. In einer Atmosphäre der Annahme ist es ohne Irritation des Kindes – selbst in der ersten Klasse – möglich, ein zweites M hinzuschreiben, wenn es «nimt» statt «nimmt» geschrieben hat. Dann fasst das Kind auch die Aufforderung, das Wort nochmals zu schreiben, als das auf, was es wirklich ist: eine Hilfe. Im gesamten Freizeitbereich wird mit aller Selbstverständlichkeit auf fehlerhafte Ausführung einer Bewegung oder eines Vorgehens hingewiesen und zur Wiederholung in richtiger Weise aufgefordert, nur in der Schule soll das moralisch anrühlich sein.

Ausserhalb des Sprachunterrichts ergibt sich die Notwendigkeit der Korrektur im *schriftlichen Bereich* insbesondere in den Realfächern. Da wird es ja wohl niemandem in den Sinn kommen, die sprachlichen Unzulänglichkeiten, auf die man den Schüler bei der Korrektur aufmerksam macht, in die Fachnote einfließen zu lassen.

Ebenso wichtig aber sind Korrekturen im *mündlichen Bereich*. Die Kunst des korrigierenden Lehrers besteht hier darin, mit der Korrektur und der folgenden Verbesserung möglichst wenig Aufhebens zu machen. Ich habe gute Erfahrungen damit gemacht, das Richtige einfach – gleichsam nebenbei – vorzusprechen und mich sogar im Ton der Erzählweise des Schülers anzupassen. Die Schüler hatten sich angewöhnt, dies kurz zu wiederholen und dann weiterzufahren. Meist merkten sie nicht einmal, dass ich sie korrigierte.

Drittens: Entscheidend ist das gute Vorbild. Für einen Lehrer ist es ein lebenslanges Bemühen, seine eigene Sprachkompetenz zu erhöhen: sich um

eine anschauliche, verständliche und variantenreiche Wortwahl zu kümmern, seine Sätze korrekt zu formulieren und lautrein zu den Schülern zu sprechen.

In diesem Zusammenhang komme ich auf zwei Lehrformen zu sprechen, die von der gegenwärtigen Didaktik wenig geschätzt werden: den Frontalunterricht und das Erzählen. In beiden Fällen wirkt die Sprache des Lehrers als Vorbild.

Der *Frontalunterricht* ist die Urform des Lehrens: Jemand, der etwas weiss, sagt es andern, die es vernehmen möchten oder wissen sollen. Diese Unterrichtsform hat durchaus ihre Vorteile und positiven Wirkungen. Notwendige Informationen und Zusammenhänge lassen sich sehr effizient ohne besonderen Aufwand vermitteln. Auch erhalten die Schüler immer wieder ein Modell, wie Probleme analysiert, wie Urteile gefasst und wie Erkenntnisse präsentiert werden.

Beim *Erzählen* wird von einmaligen Ereignissen berichtet, die sich nicht im Gespräch oder durch logische Überlegungen von den Schülern selber erarbeiten lassen. Jemand – der Lehrer oder ein Schüler – ist im Bild und gibt sein Wissen weiter.

Das Erzählen ist in die Kritik geraten: Es sei problematisch, dass der Lehrer im Zentrum stehe und die Schüler gedanklich von sich abhängig mache und sie in die Passivität dränge. Ich halte diese Kritik für ungerechtfertigt. Wer zuhört, Worte in innere Bilder umsetzt, emotional Anteil nimmt, ist genau so aktiv wie jener, der erzählt. Auch sind Erzähler und Hörer gleichgewichtig aufeinander bezogen, und im Zentrum steht keiner von beiden, sondern steht die Geschichte, der sich beide hingeben.

Erzählen und Zuhören ist im eigentlichen Sinne elementar: Über Jahrtausende haben die Menschen aller Völker der heranwachsenden Generation das überlieferte und als notwendig erachtete Wissen durch Erzählen weitergegeben. Es ist daher nicht zu verwundern, dass Kinder auf das Erzählen besonders gut ansprechen und zumeist jede andere Tätigkeit wegschieben, wenn sie einem Menschen zuhören dürfen, der kindgemäss und spannend erzählt.

Viele Kinder gehen heute nicht gerne zur Schule, und je älter sie sind, desto grösser sind ihre Widerstände. Meines Erachtens liegt dies daran, dass die Schule zu einseitig die intellektuelle Seite – gemäss Pestalozzi den «Kopf» – anspricht und fordert und dabei nicht bloss die «Hand», sondern auch das «Herz» vernachlässigt. Gutes Erzählen spricht immer auch das Gemüt an.

Didaktiker, die das Erzählen aus dem Lernprozess verbannen oder ungebührlich an den Rand drängen wollen, sollten sich im Klaren sein, dass damit eine der wesentlichsten Möglichkeiten aus dem Unterricht verschwindet, die Kinder im Gemüt anzusprechen und deshalb ihr Interesse und ihre Bereitschaft zur Mitarbeit zu gewinnen.

Welche positive Wirkung das Erzählen hat, fand ich während der letzten zwanzig Jahre meiner Tätigkeit als Lehrerbildner immer wieder bestätigt: Beim Eintritt der sechzehnjährigen Lehrerstudenten bat ich sie regelmässig um ihre Beurteilung des bisherigen Geschichtsunterrichts. Der Wahrheit halber sei's geklagt: Es waren stets nur wenige, die sich gerne daran erinnerten und Interesse an Geschichte hatten entwickeln können. Es waren immer nur jene, die ihren Geschichtslehrer als einen Menschen erfahren hatten, der regelmässig und spannend erzählte.

So empfehle ich denn, in allen Fächern jede Gelegenheit zum spannenden Erzählen zu nutzen, und zwar nicht bloss auf der Unterstufe, sondern in allen Klassen. Damit würzt man nicht bloss den eigenen Unterricht, sondern man leistet durch sein Vorbild gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur «Sprachschulung in allen Fächern».